

Von Thalheim nach Brugg : Briefe von Georg Ludwig Schmid d'Auenstein an Johann Georg Zimmermann

Autor(en): **Stüssi-Lauterburg, Barbara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaersblätter**

Band (Jahr): **99 (1989)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Barbara Stüssi-Lauterburg

Von Thalheim nach Brugg

**Briefe von Georg Ludwig Schmid d'Auenstein an
Johann Georg Zimmermann**

An der Hauptstrasse Nr. 42 in Brugg erinnert eine Tafel an Johann Georg Zimmermann, Stadtarzt von 1752 bis 1768, danach Königlicher Leibarzt in Hannover, Verfasser populärphilosophischer und populärmedizinischer Schriften.

Wer aber weiss, dass nicht weit von Brugg, obgleich unter den damaligen Verkehrsbedingungen in ziemlicher Abgeschiedenheit, ein anderer, zu seiner Zeit kaum weniger bekannter Aufklärer lebte? – Georg Ludwig Schmid d'Auenstein, der von 1756 bis 1760 bei seinem Vater, Pfarrer Johann Caspar Schmid¹, in Thalheim wohnte.

Schmid und Zimmermann standen seit 1747 in brieflichem Kontakt. In Zimmermanns Nachlass finden sich 328 Briefe aus Schmid's Feder, 116 davon aus der Thalheimer Zeit², wie zu dieser Zeit üblich in französischer Sprache. Leider scheint er selber seine Korrespondenz nicht mit der gleichen Sorgfalt aufbewahrt zu haben, erklärt er doch schon in einem früheren Brief, alle Briefe zu verbrennen.³ So müssen manche Andeutungen ungeklärt bleiben. Dennoch gewinnen wir ein buntes Bild aus der Zeit der Aufklärung im östlichen Teil der Republik Bern, insbesondere auch vom täglichen Leben der höheren Stände.

Wer aber war Georg Ludwig Schmid? Er stammte aus einem Aarauer Bürgergeschlecht und wurde am 17. März 1720 in seiner Vaterstadt getauft. Sein Vater war damals Lateinschullehrer daselbst. Die Mutter, Anna Margareta Rohr, war eine Lenzburgerin. In den folgenden Jahren kamen noch zwei Schwestern und ein Bruder zur Welt.⁴ Die späteren Jugendjahre, über die wir weiter nicht informiert sind, verbrachte Georg Ludwig wahrscheinlich in Densbüren, wo der Vater von 1728 bis 1748 die Pfarrstelle innehatte.⁵

Seine Medizinstudien in Frankreich und Holland scheint Schmid nie abgeschlossen zu haben. Er begab sich zunächst nach Heidelberg und Strassburg und hielt nach einer Stellung irgendwo an einem Hof Aus-

schau. Dies war umso dringender, als ihm der Vater weitere finanzielle Unterstützung versagte. Auch Albrecht von Haller sollte sich – wie später wieder – für ihn verwenden. Dazu war es aber nötig, zuerst die Differenzen zwischen Haller und Schmid aus dem Wege zu räumen, hatte Schmid doch eine wesentliche Rolle gespielt bei der Entstehung des atheistischen Werkes «L’homme plus que machine» von Julien Offray de la Mettrie und war nicht unschuldig an der an Haller gerichteten ironischen Widmung.⁶ Es ist schwer zu sagen, ob es ihm dabei half, dass er sich, um seine Chancen zu verbessern, das Prädikat «d’Auenstein» zugelegt hatte und seine Herkunft recht grosszügig vom Urner Adelsgeschlecht Schmid und den Schmid von Bellikon, welche einst Auenstein besessen haben sollen, herleitete. Gleichzeitig wollte er eine Verbindung zu einem englischen Adelsgeschlecht d’Avenston herstellen.⁷ Haller jedenfalls durchschaute den Schwindel bald, wohl auch Zimmermann, der zu dieser Zeit bei seinem Lehrer in Göttingen wohnte.⁸ Die beiden liessen sich genauso wenig beeindrucken von der beachtlichen Reihe von Berühmtheiten, die Schmid als seine Freunde und Referenzen angab: von Bernoulli und Euler zu Réaumur, von de la Mettrie zu Fontenelle usw. usw.⁹

1749 wurde Schmid Prinzenzieher in Sachsen-Weimar mit einer Pension und dem Titel eines Hofrats. Die Stelle behagte ihm aber wenig, wie die ständigen Klagen über die Kabalen und den Pomp bei Hofe schliessen lassen. Endlich wurde er Legationssekretär, was ihn einigermaßen zu befriedigen schien.¹⁰

Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges liess ihm dann ein weiteres Verbleiben in Deutschland nicht ratsam erscheinen: So kehrte er – wohl mit gemischten Gefühlen – in die Schweiz zurück. In einer Republik rechnete er sich wenig Chancen aus, wohl aber unter einem aufgeklärten Monarchen: «Le plan de ma vie, j’ose presque dire mes petits talens ne me promettent pas beaucoup dans une Republique: j’aj au contraire beaucoup à attendre d’un Prince raisonnable.»¹¹ Mit Zimmermann teilte er das Schicksal eines Munizipalstädtlers, der, als Nicht-Bernburger, von den hohen Ämtern ausgeschlossen, sich auch sonst zurückgesetzt fühlte. Die Republik Bern verhielt sich in der Tat der geistigen Elite, auch der burgerlichen, gegenüber spröde, wie selbst ein Albrecht von Haller erfahren musste.

Die Abgeschiedenheit zuhinterst im Schenkenbergertal, wohin sogar Neuigkeiten aus Brugg erst nach geraumer Zeit drangen, war nicht dazu angetan, Schmid’s Laune zu heben. Er, der sich an die Annehmlichkeiten

der Stadt gewohnt war, kam sich wie lebendig begraben vor; keinesfalls dachte er lange hier zu bleiben.

Er hatte sich wohl aus finanziellen Gründen bei seinen Eltern niedergelassen – es ist unklar, ob ihm seine Pension weiter ausbezahlt wurde. Die Klagen über seine beschränkten Vermögensverhältnisse, die es ihm nicht erlaubten, sich ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen zu widmen, sind jedenfalls häufig. Die Pfarrfamilie lebte, mindestens für Georg Ludwigs Begriffe, in eher bescheidenen Verhältnissen, wofür er sich schon zum voraus bei Zimmermann entschuldigte: «Vous connoissez déjà la reception qu'un curé campagnard du vieux tems vous peut faire, et j'ose vous inviter.»¹² Zimmermann weilte indessen ab und zu im Schenkenbergertal, manchmal in Begleitung seines Freundes Pfarrer Daniel Stapfer, der einige Male auch seinen kranken Kollegen auf der Thalheimer Kanzel vertrat.¹³

Beklagte sich Zimmermann seinerseits immer wieder über die beschränkten Brugger Verhältnisse, so schienen sie Schmid doch noch erfreulicher als seine eigene Lage: «La Solitude, comme vous l'envisagez, ou l'on peut se moquer un peu de tout avec un amj, est assez agréable: la mienne n'est point dans le cas. Une seule personne éclairée me suffiroit: vous me permettez ainsj de vous dire, que vous ne pouvez point faire le parallele entre nos situations. Vous avez plusieurs personnes avec lesquelles vous aimez à vivre: je suis dans le cas oposé.»¹⁴

Je schlechter aber die Aussichten waren, nach Deutschland zurückkehren zu können, desto mehr machten sich Langeweile und Melancholie breit: Jetzt sehnte Schmid sich zurück in die Gesellschaft am Weimarer Hof, der er einst so sehulich zu entrinnen wünschte.

In dieser unbefriedigenden Lage bedeutete Schmid der Verkehr mit Zimmermann ausserordentlich viel. Auf welche Weise die beiden miteinander wieder in Kontakt kamen, als sie sich im Aargau niederliessen, wissen wir nicht genau. Von Ende 1754 bis zum 13. August 1756, dem Datum des ersten Briefes aus Thalheim, klafft eine Lücke in der Briefsammlung. Dennoch war Zimmermann offenbar nicht ohne Nachrichten über den Freund, wie einem Brief an Haller zu entnehmen ist.¹⁵ Vielleicht war es Zimmermann, der die Verbindung wieder aufnahm, indem er Schmid eines seiner Werke – vermutlich die «Betrachtungen über die Einsamkeit» – schenkte.¹⁶

Die Briefe – meist im Umfang von drei bis vier dichtbeschriebenen Seiten von ca. 19 × 25 cm – folgten sich nun in kurzen Abständen; selten

verstrich mehr als eine Woche, und Schmid zeigte sich enttäuscht, wenn nicht gar beleidigt, wenn ihm Zimmermann nicht im gleichen Rhythmus und in gleicher Ausführlichkeit antwortete, nicht einmal die Krankheit von Frau Zimmermann liess er als Entschuldigung gelten.

Schmid schlug im Laufe der Zeit einen recht saloppen Ton an, wozu er sich – immerhin als der acht Jahre ältere – selbst das Recht herausnahm: «Vous voulez, Monsieur, adoucir ma solitude: vous n’aurez pu me proposer quelque chose de plus agréable qu’un commerce réglé. Donnons nous une carrière libre: retranchons toutes les jolies formules de la politesse vulgaire. Traitons nos matieres en nous passant de toute liaison et de toute transition.»¹⁷ Er liess in der Folge nicht nur die Anrede, sondern auch jede Schluss- oder Grussformel weg.

Nicht nur die Briefe, auch die gelegentlichen gegenseitigen Besuche empfand Schmid als Labsal in seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit. Er wurde nicht müde, Zimmermann immer wieder einzuladen und ihm sein Bedauern auszudrücken, wenn zum Beispiel viele Krankheitsfälle in Brugg seinen Freund am Kommen hinderten. Ihm selber bereitete ein Ausflug nach Brugg mehr Mühe: War es einmal das schlechte Wetter, das ihn am Ausgehen hinderte, so fehlten ihm ein andermal die Pferde. Da er und seine Familie offenbar weder Pferd noch Wagen besaßen, war er auf die guten Dienste anderer angewiesen. Manchmal liess ihm Landvogt Wagner auf Kasteln seine Tiere, oder er mietete sie sich bei einem Bauern, was aber insbesondere während der Weinlese nicht so einfach war.¹⁸

Warum sollte es Schmid besser gehen als seinen berühmten Landsleuten und Zeitgenossen Haller und Zimmermann: Die Republik Bern legte sich ihnen nicht zu Füssen. Wohl gab es Leute, die ihm zu einer anständigen Stellung verhelfen wollten, so zum Beispiel Daniel von Fellenberg oder Professor Stapfer, die ihn am Dänischen Hof respektive an jenem des Herzogs von Zweibrücken einführen wollten. Aber Schmid mokiert sich darüber, da er doch an beiden Orten bereits bekannt sei, und fährt nicht ohne Bitterkeit fort: «Vous voyez, quelle idée on se forme de moi à Berne, dans quelle obscurité on me suppose. Devrois-je jamais me mêler avec des gens, qui me méconnoissent à tel point?»¹⁹

Überhaupt liess er, der sich gewohnt war, «de vivre familièrement avec la meilleure compagnie»,²⁰ grundsätzlich an seinen Landsleuten kaum einen guten Faden: So lautet etwa sein Urteil über die Stadt Bern kurz: «Le ton de cette ville n’est pas celui de la bonne compagnie: il tient de celui de cette espece, qu’on appelle des agréables de Province.»²¹ Und ein

Jahr später: «Je puis dire en général, que je n'aj vu dans aucun pays du monde autant de médisance, que parmj les Bernois, et après Berne dans nos environs. On se contente point de médire, on va jusqu'à des faussetés ridicules. J'en aj essayé deja tant en bien et en mal.»²²

Der naheliegendste Ort für seinen standesgemässen Umgang war Schloss Kasteln, wo zur Zeit Schmid's Michael Wagner (1711 bis 1781) als Landvogt residierte. Schmid begegnete dem Hause aber nicht ohne Vorurteil, hatte er doch offenbar in Lenzburg insbesondere mit der Frau Landvogt unangenehme Erfahrungen gemacht, worüber er Zimmermann gegenüber gestand: «Je n'aime point les Vice-reines de village.»²³

Er bat daher Zimmermann vorerst um sein Urteil. Der Brugger, der häufig in Kasteln verkehrte und offenbar mit Frau Wagner korrespondierte, bemühte sich, seinem Freund dort den Weg zu ebnen, denn er schien der Meinung zu sein, dass dies durchaus zum beiderseitigen Gewinn sei. Aber die Haltung der Stadtberner allem Hervorragenden gegenüber einerseits und andererseits gegenüber den Nichtbürger'n erschien Schmid als fast unüberwindliches Hindernis:

«Vous avez trop de bonté d'avoir voulu donner bonne opinion de moj à Castele. Mais vous me permettez de croire, que malgré votre éloquence vous n'y avez point réussj. Vous n'avez point pu dire de moj, que j'étois fils, frere, ou cousin, de tel et tel Baillif. Sans ce mérite sublime le reste pourtant n'est rien. Je me souviens beaucoup de la façon de penser des Bernois. J'aj vu mépriser des gens de grande qualité, et constitués en dignités uniquement parce qu'ils n'étoient point de Berne: j'aj vu en tourner en ridicule parce qu'on leur suposoit de l'esprit et des connoissances: j'en aj vu taxer d'impolitesse, et de manquer de savoir vivre, parce qu'ils avoient l'air du grand monde, au lieu de la civilité provinciale. Comment pouvez vous croire, que des gens semblables fassent de la bonne compagnie? Et quj pourroit etre à Castele l'hyver prochain pour en etre?»²⁴

Schmid war dann aber von Frau Wagners Liebenswürdigkeit und ihrer geistreichen Art angenehm überrascht und schrieb an Zimmermann: «Sj j'étois à portée de la voir regulierement ce seroit pour moj la ressource la plus agréable.»²⁵

Überschattet wurde dieses Verhältnis indessen von der Eifersucht des Ehemannes und schliesslich von Schmid's eigener. Die Rollen, die Landschreiber Tribolet und der junge Herr von Wildegg²⁶ in dieser Geschichte spielten, werden in den Briefen an den offensichtlichen Mitwisser Zimmermann ziemlich unmissverständlich angedeutet. Kasteln stand zu

dieser Zeit offenbar überhaupt in einem etwas zweifelhaften Lichte, so drückt Professor Stapfer Schmid gegenüber offen die Missbilligung dieses Umganges aus.²⁷

Viel zu reden gaben die Parties auf dem Schloss, an denen auch die Brugger Jungmannschaft anzutreffen war: «On s’amuse bien à Castele à la maniere de Schinznach: il y a bal, fetes, chasses, concerts: la vieillesse et la jeunesse de votre ville y deborde comme un torrent.» An diesen Veranstaltungen («qui en effet avoient de l’air d’une revue de notre jeunesse») wurde offenbar entschieden, wer «dazu» gehörte.²⁸

Nachdem Schmid sich eine Weile lang zurückgezogen hatte, gab Frau Wagners Krankheit – sie litt an Schwindsucht und offenbar auch an Depressionen – ihm später die Möglichkeit, sich wieder unbefangener im Schloss zu bewegen. Auch vom Ehemann wurde er jetzt als Gesellschafter akzeptiert. Gleichzeitig versuchte er, mit der Zeit mit Erfolg, die Kranke aus den Fängen inkompetenter Ärzte, etwa des Schinznacher Kurarztes Schwachheim, zu lösen und das Vertrauen in Zimmermanns Kunst zu stärken.

Das Auf und Ab des Gesundheits- und Gemütszustandes von Frau Wagner machte die Besuche aber nicht zur reinen Freude. Und zum Überfluss habe er stets das «Vergnügen», in Castelen «l’élite de la mauvaise compagnie» anzutreffen, beklagt sich Schmid.²⁹ Die Ausnahme bildeten in der Regel die weiblichen Gäste des Hauses, allen voran Fräulein Isot, eine Nichte der Schlossherrin; ausserdem schätzte er Frau Wagners Bruder, den Architekten Ritter.

Für Abwechslung sorgten gelegentliche Ausflüge etwa nach Lenzburg, wo er Verwandte hatte, oder nach Wildeg, Biberstein und Wildenstein. Ab und zu reiste Schmid für einige Tage oder Wochen in seine Vaterstadt Aarau, der er aber auch nicht uneingeschränkt hold war. Immerhin traf er dort manchmal interessante Fremde auf der Durchreise, die ihn einigermaßen mit den Stadtbewohnern versöhnten. Es gefiel ihm aber im Vergleich zu Thalheim doch soviel besser in Aarau, dass er sich entschloss, in Zukunft einen Teil des Winters dort zu verbringen, «pour n’être pas tout à fait enterré.»³⁰

Beginn des Briefes von Georg Ludwig Schmid an Johann Georg Zimmermann, Thalheim, 7. Dezember 1756.

Je suis fâché de vous voir simplement Acité de
retourner me voir dans ma retraite, au lieu d'avoir une
volonté fixe et déterminée. Succombes à cette tentation, je
vous en prie: si vous me faites cette amitié, je ferai un
effort sur moi-même, pour sortir de ma tairre excuse
pendant le cours de cet hiver.

Vous me faites plaisir en vous roidissant
contre les difficultés de la doctrine des tempéramens. Mon
exemple sans doute ne doit point vous décourager: vous
avez encore le don de la foi, que j'ai perdu: C'est m'embarras
de distinguer ce qui est naturel à l'homme, c'est la difficulté
tion y ajoute d'artificiel. Je suis très-certain, que l'édu-
cation gâte les hommes. Croisiez-vous l'idée de l'homme mo-
ral et physique. & Paris 755. ? Vous n'en serez gueres édifié.
Je ne sais si vous avez listés de humors corp: humani:
et Sperez list. doct. de temperamentis: je ne les ai point
vus: Gundling en dit du bien.

Je suis bien mortifié d'avoir été une occasion
innocente du blasphème, que vous proferez contre Montaigne,
qu'on, en me mettant en parallèle: je serois bien content,
si quelqu'un eut vu ce passage de votre lettre. Il y a déjà
du tems, que vous avez voulu flater mon amour propre
en me proposant de devenir Auteur. Je vous dirai naïvement
ce que je pense sur cet article.

Je regarde l'empire d'instruire ses con-
citoyens comme le plus beau et le plus noble. qu'un honnête homme
puisse faire de ses talens. Mais cette idée sublime, que
je me forme du métier d'auteur m'en éloigne. Il me sem-
ble que j'ai assez de jugement pour sentir, que je ne
pourrai jamais passer la médiocrité dans tous les genres

Er pflegte in Aarau in den Häusern Rothpletz und Hunziker zu verkehren, fühlte sich aber – wie Zimmermann in Brugg – deutlich über diese Gesellschaft erhaben: «Je ne vis presque qu’avec les maisons Hounziguer et Rothpletz: nous avons quelque fois des concerts. Voicj des amusemens, quj m’ennuyent souvent. Vous ne paraissez pas mieux content de vos concitoyens.»³¹

So sehnte er sich trotz allem wieder nach Thalheim zurück, nach Musse, um an seinen Essays arbeiten zu können, und vor allem nach seinen Büchern.

Nach drei Jahren seines Aufenthaltes im Schenkenbergertal hatte er sich mit seiner Lage einigermaßen abgefunden, ja seine «retraite» war ihm lieb geworden. Doch fehlten ihm eine Gesellschaft und weitere Bücher. Es war allerdings nicht so einfach, sich eine Bibliothek anzulegen, und Schmid ärgerte sich, «d’être dans un pays barbare», wo es unmöglich sei, Bücher zu finden, ohne sich selber darum zu bemühen.³²

Es gab zwei Möglichkeiten: direkte Beziehungen zu Buchhändlern und den Austausch von Büchern und Schriften aller Art. Auch diesem Zweck diente der Briefwechsel mit Zimmermann. Bereits in seinem ersten Brief aus Thalheim meldete Schmid seinen dringenden Wunsch nach Zeitschriften, die man bei Buchhändlern ausleihen konnte. Insbesondere bat er Zimmermann aber um Kataloge, vor allem jenen des Zürcher Buchhändlers Heidegger. Der direkte Verkehr mit dieser Quelle scheiterte zu Schmid’s Verdruss am Streit über eine angeblich nicht bezahlte Rechnung aus früheren Jahren. So übernahm es Zimmermann fortan, bei Heidegger oder in Basel auch für Schmid Bücher und Zeitschriften zu bestellen.

Die Gesellschaft, die Schmid noch vermisste, sollte sich anfangs der sechziger Jahre mit der Gründung der Helvetischen Gesellschaft in Bad Schinznach finden. Vorläufig empfand Schmid aber wenig Neigung, diesen Ort aufzusuchen: Der neue Besitzer des Bades, Schwachheim, und dessen Sohn waren ihm schon seit der ersten Begegnung unsympathisch; das Treiben und das Gedränge in Schinznach – «ces tristes bains» – verglich er mit der Arche Noah und mit den Teichen von Bethesda.³³

Im Juni 1760 trafen Schmid und Zimmermann bereits spätere Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft, denen Schmid aber noch mit gewissen inneren Vorbehalten begegnete: «Je suis très-content de ces Mrs. je les aime, je fais cas de leur mérite: mais je vous avoue en confidence, que j’auroj beaucoup de peine à m’accoutumer à leur ton, quj est top bruyant. Malgré ce petit défaut, devinez lequel de ces Mrs. me revient le mieux?

C'est Mr. le D. Hirzel.»³⁴ Schmid selber gehörte zwei Jahre später zu den Gründern der Helvetischen Gesellschaft.³⁵

Da die Möglichkeit einer Rückkehr nach Deutschland in immer weitere Ferne rückte, suchte Schmid nach einer Betätigung, die ihm die Langeweile vertreiben sollte. Zimmermann hatte ihm schon früher zu irgendeiner literarischen Beschäftigung geraten, aber er tat sich, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, schwer damit. Zum einen war er der Meinung, dass die «vita activa» befriedigender sei, zum andern fürchtete er, nicht über die nötige Energie für ein grösseres Werk zu verfügen. Während er in echt aufklärerischer Manier «l'employ d'instruire ses concitoyens comme le plus beau et le plus noble qu'un honete homme puisse faire de ses talens» betrachtete, hegte er doch Bedenken, über eine gewisse Mittelmässigkeit nicht hinauszukommen.³⁶ Dazu kam die Frage, in welcher Sprache er schreiben sollte. In Bern hatte sich – auch nach Hallers «Alpen» – Deutsch als Literatursprache noch längst nicht durchgesetzt. Umgangssprache der gehobenen und der gebildeten Kreise war ohnehin noch immer Französisch, und man tat sich schwer mit der deutschen Sprache. Bezeichnend ist, was Schmid über Tscharner schreibt: Er finde seinen Stil ein wenig kühl, ziemlich hart und noch weit entfernt vom Geist der Sprache, und als Ursache fügt er hinzu: «il a lu je crois trop de nos auteurs modernes Allemands, et il parle trop souvent Bernois.»³⁷

Schmid selber war vollständig von der französischen Kultur eingenommen.³⁸ Von der deutschen Literatur hielt er so wenig wie von der deutschen Nation – «cette nation encore demi-barbare»³⁹ – überhaupt. So erschienen denn konsequenterweise seine Schriften in Französisch und getreu der Einsicht in seine eigene Begabung wählte er die Form des Essays. Im Laufe der Jahre 1758 und 1759 entstanden einige aufklärerische Aufsätze:

Essai sur les Philosophes & la Philosophie

Essai sur l'Amour & la Jalousie

Essai sur les Projets

Essai sur l'Agriculture

Essai sur le Luxe et le Commerce

Erneut war es Zimmermann, der den Kontakt mit der Berner Typographischen Gesellschaft, genauer mit Vinzenz Bernhard von Tscharner herstellte.⁴⁰ Schwierigkeiten der noch jungen Verlagsgesellschaft verzö-

gerten die Drucklegung, was Schmid's Geduld hart auf die Probe stellte, beabsichtigte er doch, einige Exemplare an den Ostermessen 1760 präsentieren zu können. Unvorsichtigerweise hatte er sein Werk an gewissen Orten bereits angekündigt und sah nun seine Pläne durchkreuzt. Die Essaysammlung erschien aber doch im März unter dem Titel «Essais sur divers sujets interessans de politique et de morale» – anonym, da Schmid zuerst die Reaktion abwarten wollte. Zimmermann kümmerte sich nach dem Druck um den Einband und war auch bei der Verbreitung des Buches behilflich. Die Herren Brutel aus Schafisheim waren für die Expedition nach Dänemark besorgt, und der König soll sich vorteilhaft über das Werk geäußert haben. Vielleicht erhoffte sich Schmid die gleiche Gunst, wie sie der dänische Monarch zur selben Zeit Klopstock gewährte, der mit einem Jahresgehalt ganz seiner Dichtkunst leben konnte.

Bereits im Juni 1760 meldete Professor Stapfer aus Bern, dass die 1500 Exemplare verkauft seien; und im August schreibt er, während man in Bern an eine Neuauflage denke, sei in Paris ein Nachdruck erschienen, und die Nachfrage in den anderen europäischen Ländern sei gross. Dieser unerwartete Erfolg liess Schmid daran denken, die zweite Auflage nicht mehr anonym erscheinen zu lassen.

Die als erste entstandene Abhandlung über die Landwirtschaft war die Frucht längerer Beschäftigung mit diesem Gegenstand⁴¹ – durchaus einer Modeströmung entsprechend. Die zuerst «Réflexions sur l'agriculture» betitelte Schrift wurde für Schmid von Bedeutung, ermunterte ihn doch Zimmermann, sie der eben gegründeten Berner ökonomischen Gesellschaft vorzulegen. Diese war davon so begeistert, dass sie Schmid 1759 sogleich zum Ehrenmitglied ernannte⁴² und die «Réflexions» 1760 an den Anfang ihrer ersten Publikation stellte; die Übersetzung ins Deutsche besorgte Zimmermann.

Zimmermann stand also Schmid bei der Edition seines Erstlings mit Rat und Tat zur Seite. Aber auch für die Erledigung viel alltäglicherer Dinge war Schmid seinem Freund in der immerhin gute zwei Wegstunden entfernten Stadt dankbar. Da ging es um Posttarife für Briefe und Pakete, darum von Schuhmacher Märki ein Paar Schuhe für Schmid entgegenzunehmen, oder einen Schreiber zu finden, der Schmid's Manuskripte kopierte.

Obwohl sich Schmid zunächst fast ein wenig schämte, Zimmermann mit solchen Dingen zu behelligen, bat er ihn doch hin und wieder um einen Dienst in Kleiderfragen. So benötigte er beispielsweise Stoff für ein

einfaches Werktagskleid und eine Weste aus einem der modischen bunten Stoffe. Ein andermal sollte Zimmermann auf dem Brugger Markt beim Berner Händler Ducret Stoffmuster für eine Weste besorgen: da er sie unter einem grünen Kleid tragen wolle, sollte sie grün und weiss kariert mit karmesinroten Streifen sein. Schliesslich ging es darum, einen geschickten Schneider zu finden. Zimmermann war beinahe beleidigt, dass Schmid an der Überlegenheit des Bruggers Bäurlin zweifelte, den auch die Wildegger Herren beschäftigten. Bäurlin kam in der Tat nach Thalheim, um Mass zu nehmen. Schmid bat seinen Freund sogar in Geschmacksfragen um sein Urteil: Ob ihm der Stoff wohl nicht ein zu düsteres Aussehen gebe, ob die gelben oder die gleichfarbenen Stoffknöpfe passender seien; er verlasse sich ganz auf sein Urteil.⁴³

Die Briefe Georg Ludwig Schmidts an Johann Georg Zimmermann haben aber mehr als nur anekdotischen Wert: Zimmermann war für Schmid – nebst seiner offenbar ausgedehnten, leider aber weitgehend verlorenen Korrespondenz – eine Verbindung zur Republik der Gelehrten. Umgekehrt fand Zimmermann in Schmid einen unbarmherzigen Kritiker. Er schickte ihm alle seine Manuskripte, und dieser las sie mit dem Korrekturstift in der Hand durch. Zwar lässt die befriedigte Reaktion Schmidts darauf schliessen, dass Zimmermann einiges in die endgültige Fassung seiner Werke übernahm; wie weit er aber die Kritik Schmidts einfliessen liess, muss an anderer Stelle untersucht werden. Immerhin lässt sich die Bedeutung dieses Austausches ermessen, wenn man bedenkt, dass Zimmermann zu dieser Zeit an den beiden grossen Werken «Von dem Nationalstolze» (1758, zweite verbesserte Auflage 1760) und «Von der Erfahrung in der Arzneykunst» (erschieden 1763/64) arbeitete.

Zunächst schickte er Schmid allerdings einen seiner poetischen Versuche, der aber eher skeptisch beurteilt wurde. Zwar zollte Schmid der Einleitung Lob: Das Deutsch sei wesentlich besser, weniger schweizerisch als noch im «Leben des Herrn Haller», aber er, Schmid, habe nun einmal ein Vorurteil gegen die Dichtkunst und überhaupt gegen den poetischen Stil. Spätere Oden mochten Schmid sowenig zu begeistern wie Bodmer, Breitinger und Wieland. Eines dieser Stücke schickte er ohne Korrektur zurück mit der Bemerkung, man sollte es von Anfang bis Schluss streichen.

Zimmermann versuchte einerseits, seinem grossen Vorbild Haller nachzueifern, andererseits, obwohl er dies bestritt, stand er unter dem Einfluss von Klopstock. Schmid gehörte nun aber ganz entschieden nicht in

dieses Lager. Schon grundsätzlich nicht: Von der deutschen Literatur hielt er wenig, und Klopstock hatte ihm von Anfang an missfallen. Das Erhabene anstreben und originell sein wollend entferne sich diese Sprache von der natürlichen, der Stil sei obskur und geschwollen. Das Erhabene finde sich statt in Gedanken nur in den Worten. Von der Dichtung verlangte Schmid demgegenüber malerischen Ausdruck, starke Bilder, neue Gedanken, schlichte Grösse.⁴⁴

Obwohl Schmid Zimmermann inständig bat, ihn in Zukunft mit solchen Oden zu verschonen, hielt dieser sich nicht daran – und Schmid korrigierte weiter. Hier wie in den Prosatexten zielte die Kritik ebenso sehr auf metrische, grammatikalische, logische Details ab wie auch auf den Inhalt, auf das Konzept. Wie sorgfältig Schmid dabei vorging, mag folgendes Beispiel zeigen:

«Encore un mot touchant le stile, dont j'aj corrigé quelques bagatelles à la marge, ou souligné quelques négligences. Vous dites quelquefois Botanick, Anatomie; bientôt Kräuterkunde, Zergliederungskunst: je ne sais sj les Allemands font bien de germaniser des termes reçus dans toutes les langues: au moins ne faudroit-il pas les meler dans un ouvrage peu étendu. Vous donnez de petits titres peu séants dans un écrit de la nature du votre: sj d'ailleurs vous les donnez à Mr. d'Erlac il faudroit les donner aussj à Mr. de Bonstetten: mais ce seroit trop adulateur. J'aimerois mieux der König in Danemarck, au lieu Sr. Königl. Majestat.»⁴⁵

Gelegentlich entwarf Schmid seinerseits auf ausdrücklichen Wunsch Zimmermanns Konzepte zum Beispiel zum Stichwort «Erfahrung» oder zum «Nationalstolz bezogen auf die Schweizer.»⁴⁶

Immer wieder versuchte er, Zimmermann von den Abschweifungen abzubringen, die seine Werke zum Teil belasten. Zudem warnte er vor allzu offensichtlichen Anspielungen auf bestimmte Personen; es sei besser, eine distanzierte Haltung einzunehmen, und sich den Anschein zu geben, sich einzig um die Wahrheit zu kümmern: «Point de trait Satyrique, s'il vous plait: l'insinuation est plus puissante, que la force avec laquelle on peut extorquer le jugement du public. Pardonnez moj la liberté, dont je me sers par intérêt pour vous.»⁴⁷ Und noch deutlicher: «...je trouve des portraits, quj me semblent trop particuliers, et par conséquent peu dignes de votre pinceau. Auriez-vous pris les originaux à Brugg?»⁴⁸

Die Auseinandersetzung mit Zimmermanns Texten regte Schmid stets auch wieder zu Exkursen vor allem über die Literatur an. Die zeitgenössi-

sche Politik erscheint demgegenüber eher am Rande. Das Schicksal Preussens entschied jedoch über Schmid's Zukunftspläne. Nur andeutungsweise sprach er davon, die österreichische Partei in einer wichtigen Sache beleidigt zu haben, so dass er einem österreichischen Sieg wenig freudig entgegensah. Mit Interesse verfolgte er daher das Auf und Ab des Krieges, nicht ohne eine gewisse Bewunderung für die Erfolge des preussischen Königs, aber frei von der Friedrichbegeisterung, von der in Brugg unter anderen Pfarrer Frölich⁴⁹ ergriffen war und von der Schmid auch Zimmermann angesteckt wusste. Quelle seiner Informationen waren Briefkontakte, die er immer noch mit Sachsen unterhielt. Während man in Brugg offenbar Ende 1758 noch recht optimistisch war, sah Schmid die Schwierigkeiten, die Friedrich im folgenden Jahr bevorstanden, voraus.

Jedenfalls blieb Schmid vorerst in der Schweiz. Nach dem Tode des Vaters – während dessen Krankheit wurde Zimmermann oft um Rat gefragt – zog er mit seiner Mutter von Thalheim nach Aarau (sie wird in den Briefen erst jetzt überhaupt erwähnt). In Aarau wurde er 1764 erster Präsident der ökonomischen Gesellschaft, einer Zweiggeseellschaft der bernischen.

Einer unrühmlichen Frauengeschichte wegen von der Schinznacher Gesellschaft ausgeschlossen,⁵⁰ distanzierte sich offenbar auch Zimmermann von ihm. Die Briefe werden plötzlich spärlicher und im Ton kühler. Der letzte erhaltene Brief datiert vom 16. Juli 1785 aus Nyon, wohin sich Schmid nach einem Aufenthalt in Paris (1767 bis 1769) zurückgezogen hatte. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Lenzburg, wo er am 30. April 1805 fünfundachtzigjährig starb.⁵¹

Anmerkungen

- ¹ Willy Pfister, Die reformierten Pfarrer im Aargau seit der Reformation 1528 bis 1985, Argovia 97, 1985, 162.
- ² Niedersächsische Landesbibliothek Hannover, MS XLII 1933, A II 83.
Wir danken an dieser Stelle dem Direktor der Handschriftenabteilung, Herrn Dr. Ekowski und Frau Anke Hölzer herzlich für die freundliche Unterstützung.
- ³ Brief Nr. 48, Gotha, 16. Februar 1751.
- ⁴ Auszug aus dem Taufregister der Stadt Aarau die Familie Schmid betreffend, Stadtarchiv Aarau IV 8.
Schmids Geburtsdatum wird unterschiedlich angegeben. Markus Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem achtzehnten Jahrhundert, Aarau 1812, gibt den 12. März (S. 475).
Vgl. Hans-Ulrich Seifert, Ein vergessener Schweizer Aufklärer: Georg Ludwig Schmid, in: Lenzburger Neujahrsblätter 1988, 110–127, 111. Seifert nennt den 17. März als Geburtstag.
Wir danken an dieser Stelle dem Stadtarchivar, Herrn Martin Pestalozzi, für seine Hilfsbereitschaft.
- ⁵ Pfister, 108.
- ⁶ Erich Hintzsche, Neue Funde zum Thema: L'homme machine und Albrecht Haller, in: Gesnerus 25, 1968, 3/4, 135–166. Darin sind die das Verhältnis Schmid–Haller und Schmid–de la Mettrie betreffenden Stellen aus den Briefen Schmid an Zimmermann im Wortlaut wiedergegeben.
Die Briefe Schmid an Albrecht von Haller (der erste vom 1. November 1749) befinden sich in der Burgerbibliothek Bern.
- ⁷ Die sich auf die Herkunft beziehenden Stellen zitiert bei Hintzsche.
- ⁸ Hintzsche, 145.
- ⁹ Erster Brief an Zimmermann, Heidelberg, 21. Dezember 1747; vollständig ediert bei Hintzsche 150–152.
- ¹⁰ Seifert, 116, 119.
- ¹¹ Brief Nr. 47, Gotha, 25. Januar 1751.
- ¹² Brief Nr. 60, Thalheim, 30. August 1756.
- ¹³ Z.B. Brief Nr. 112, Thalheim, 6. April 1759: «Mon Pere ayant repris la goute, nous sommes obligés de faire un message à Mr. Stapfer pour le prier de precher chez nous la semaine prochaine.»
Daniel Stapfer: Klassenhelfer in Brugg 1753 bis 1761 (Pfister, 107).
- ¹⁴ Brief Nr. 62, Thalheim, 9. November 1756.
- ¹⁵ Brief vom 30. April 1755, in: Neues Berner Taschenbuch 1907, Bern 1906, 160.
- ¹⁶ Schmid bedankt sich dafür in seinem ersten Brief aus Thalheim (Brief Nr. 59, Thalheim, 13. August 1756).
- ¹⁷ Brief Nr. 63, Thalheim, 17. November 1756.
- ¹⁸ Z.B. Briefe Nr. 65, Thalheim, 7. Dezember 1756; Nr. 135, Thalheim, 3. Oktober 1759; Nr. 75, Thalheim, 10. Mai 1757; Nr. 77, Thalheim, 18. Mai 1757.
- ¹⁹ Brief Nr. 121, Thalheim, 6. Juni 1759.
- ²⁰ Brief Nr. 61, Thalheim, 2. November 1756.
- ²¹ Brief Nr. 83, Thalheim, 6. August 1757.
- ²² Brief Nr. 97, Thalheim, 9. August 1758.
- ²³ Brief Nr. 61, Thalheim, 2. November 1756.
- ²⁴ Brief Nr. 62, Thalheim, 9. November 1756.
- ²⁵ Brief Nr. 74, Thalheim, 3. Mai 1757.
- ²⁶ Vermutlich Albrecht Niklaus von Effinger.

- ²⁷ Brief Nr. 84, Thalheim, 23. August 1757.
Johannes Stapfer von Brugg (1719 bis 1801), Theologieprofessor in Bern 1756 bis 1796.
- ²⁸ Briefe Nr. 100, Thalheim, 11. Oktober 1758 und Nr. 101, Thalheim, 20. Oktober 1758.
- ²⁹ Brief Nr. 157, Thalheim, 2. April 1760.
- ³⁰ Brief Nr. 83, Thalheim, 6. August 1757.
- ³¹ Brief Nr. 88, Aarau, 28. Januar 1758.
- ³² Brief Nr. 99, Thalheim, 30. September 1758.
- ³³ Briefe Nr. 123, Thalheim, 20. Juni 1759; Nr. 126, Thalheim, 25. Juli 1759; Nr. 127, Thalheim, 1. August 1759.
- ³⁴ Brief Nr. 169, Thalheim, 21. Juni 1760.
- ³⁵ Ulrich Im Hof und François de Capitani, *Die Helvetische Gesellschaft 1, Die Entstehung einer politischen Öffentlichkeit in der Schweiz*, Frauenfeld und Stuttgart 1983, 15.
- ³⁶ Brief Nr. 65, Thalheim, 7. Dezember 1756.
- ³⁷ Brief Nr. 81, Thalheim, 2. Juli 1757.
- ³⁸ «Il y a plus de lumieres et plus de vraie science en France qu'en Allemagne.» Brief Nr. 80, Thalheim, 20. Juni 1757.
- ³⁹ Brief Nr. 81, Thalheim, 2. Juli 1757.
- ⁴⁰ Vgl. den Brief Zimmermanns an Vinzenz Bernhard von Tschärner vom 29. Juli 1759, in: Richard Hamel (ed.), *Briefe von J.G. Zimmermann, Wieland und A. von Haller an Vinzenz Bernhard von Tschärner*, Rostock 1881, 36. Über die Essays schreibt Zimmermann «Il n'y a rien dans ses Essays qui puisse en empêcher l'entrée en France, je souhaite qu'il n'y ait rien qui puisse en empêcher l'entrée à Berne.»
- ⁴¹ Briefe Nr. 64, Thalheim, 1. Dezember 1756; Nr. 66, Thalheim, 28. Dezember 1756. Vgl. Seifert 120.
- ⁴² Conrad Bäschlin, *Die Blütezeit der ökonomischen Gesellschaft Bern*, Laupen 1917, 84 (Anmerkung 3).
- ⁴³ Vgl. z.B. die Briefe :
Nr. 66, Thalheim, 28. Dezember 1756 (Posttarife)
Nr. 137, Thalheim, 31. Oktober 1759 (Schuhmacher)
Nr. 107, Thalheim, 29. Januar 1759 (Schreiber)
Nr. 72, 15. April 1757; Nr. 75, 10. Mai 1757; Nr. 162, 10. Mai 1760; Nr. 163, 12. Mai 1760, (Kleiderfragen), alle aus Thalheim
Nr. 110, Thalheim, 16. März 1757, Nr. 111, Thalheim, 30. März 1759 (Schneider Bäurlin)
Nr. 112, Thalheim, 6. April 1759 (Knöpfe).
- ⁴⁴ Brief Nr. 93, Thalheim, 19. Mai 1758.
- ⁴⁵ Brief Nr. 91, Thalheim, 3. Mai 1758.
- ⁴⁶ Brief Nr. 129, Thalheim, 5. September 1759 (Erfahrung); Brief Nr. 70, Thalheim, 25. Februar 1757 (Nationalstolz)
- ⁴⁷ Brief Nr. 129, Thalheim, 5. September 1759.
- ⁴⁸ Brief Nr. 137, Thalheim, 31. Oktober 1759.
- ⁴⁹ Johann Jakob Frölich, 1755 bis 1785 Pfarrer in Brugg (Pfister, 104).
- ⁵⁰ Im Hof, de Capitani, 58.
- ⁵¹ Seifert, 125.
Heinrich Zschokke, *Miscellen für die Neueste Weltkunde* 1, 1807, 76.

